

Zwischen Internationaler Solidarität und Rassismus. Ein Gespräch über die Vielschichtigkeit rassistischer Machtverhältnisse und antirassistischen Anspruchs im Kontext der DDR

Ilanga Mwaungulu und Urmila Goel

ABSTRACT: In ihrer Masterarbeit hat Ilanga Mwaungulu das Verhältnis von Internationaler Solidarität und Rassismus in der DDR beleuchtet, indem sie die Solidaritätskampagne für Angela Davis in der Frauenzeitschrift *Für Dich* untersuchte. Im Gespräch mit Urmila Goel spricht Mwaungulu über ihre Motivation für diese Forschung, ihre zentralen Erkenntnisse und deren Rezeption. Dabei geht sie auch auf ihre Schwarze ostdeutsche Familiengeschichte, ihre Rassismuserfahrungen sowie antirassistischen Aktivismus ein. Sie plädiert dafür, Rassismus in der DDR und in Ostdeutschland sowohl in seiner Spezifik als auch in seiner gesamtdeutschen Kontinuität zu verstehen sowie die Konsequenzen eines „Ost-Bashings“ zu betrachten.

SCHLAGWORTE: Rassismus, DDR, Internationale Solidarität, Brauner Osten, Ossifizierung

ZITIERVORSCHLAG: Mwaungulu, I., Goel, U. (2025): Zwischen Internationaler Solidarität und Rassismus. Ein Gespräch über die Vielschichtigkeit rassistischer Machtverhältnisse und antirassistischen Anspruchs im Kontext der DDR. In: *Berliner Blätter* 91, 63–74, DOI: 10.60789/911183.

G OEL: Du hast über Rassismus in der DDR Deine Masterarbeit (Mwaungulu 2020)¹ geschrieben. Was war Deine Motivation dafür?

MWAUNGULU: Ich habe mich viel mit Rassismus in Deutschland beschäftigt. Die Auseinandersetzung war aber sehr westdeutsch geprägt. Eine DDR-Perspektive kam in dem, was mir begegnet ist, sehr wenig bis gar nicht vor. Da ich aus einer Schwarzen ostdeutschen Familie komme, fehlte mir da etwas.

GOEL: Was hat dir gefehlt?

MWAUNGULU: Das finde ich gar nicht so leicht zu formulieren. Schon allein die Kategorien haben nicht gepasst. Die westdeutsche Erzählung war sehr stark von den Erfahrungen sogenannter Gastarbeiter*innen und ihrer Kinder geprägt. Das ist eine ganz andere Geschichte als die der Vertragsarbeit in der DDR, die aber wiederum auch nicht meine Familiengeschichte ist. Die westdeutschen Rassismusreferenzen spielen also zu einer anderen

Zeit und es geht um andere Gruppen. Auch der gesellschaftliche Rahmen war ein anderer. In der westdeutschen Gesellschaft musste die Frage, was Rassismus für eine sozialistische Gesellschaft heißt, nicht gestellt werden. Der Fokus derer, die sich engagiert haben, lag auf Rassismus in einer kapitalistischen Gesellschaft. Für Westdeutschland macht das total Sinn, aber für die DDR kann das zumindest nicht ungebrochen übernommen werden.

Internationale Solidarität

MWAUNGULU: In meiner Familie ist Internationale Solidarität ein großes Thema. Mein Großvater wäre ohne sie nicht nach Deutschland gekommen. Er ist allerdings auch aus der DDR abgeschoben worden. Dass einem Kommunisten in einem sozialistischen Land das Exil ermöglicht und dann wieder entzogen wird, das war eine Erfahrung, die ich nicht gefunden habe in westdeutschen Erzählungen.

GOEL: Kannst Du etwas zur Geschichte Deines Großvaters sagen?

MWAUNGULU: Mein Großvater war Teil einer antikolonialen kommunistischen Bewegung und hatte die Möglichkeit, zum Studium in die DDR zu kommen. Zur Befreiung des Landes, in dem er gelebt hat, ist er dorthin zurückgegangen. Statt dort den Sozialismus mit aufbauen zu können, wurde er aber verfolgt und ist ins Exil in die DDR zurückgekommen. Die Ehe mit meiner weißen deutschen Großmutter und sein Status als verfolgter Kommunist haben ihm die Möglichkeit gegeben, in der DDR zu leben. Ungefähr ein oder zwei Jahre nach der Scheidung meiner Großeltern wurde er abgeschoben. Er konnte nicht in das Land zurück, in dem er vor seinem Exil gelebt hatte, und konnte auch in der DDR nicht mehr bleiben. Da er staatenlos war, ist er dann nach Westberlin gegangen.

GOEL: Du verbindest seine Geschichte mit dem Label Internationale Solidarität?

MWAUNGULU: Ja. In seiner Erzählung war es ganz bedeutend, dass er als Kommunist in einem sozialistischen Land im Exil war und von da aus auch weiter politisch aktiv sein konnte. Er war aus der DDR heraus ein führendes Mitglied der Ostblock-Sektion seiner politischen Partei, die nur im Exil arbeiten konnte. Diese Möglichkeit zu haben, politisch weiter seine Sachen voranzutreiben, war stark an diesen Rahmen von Internationaler Solidarität gebunden. Auch, dass er als Kommunist im Exil war und weiterhin für den Sozialismus arbeitete.

GOEL: Du hast gesagt, er wurde abgeschoben. Was heißt das im DDR-Kontext?

MWAUNGULU: Ihm wurde gesagt, er darf nicht mehr in der DDR bleiben und muss ausreisen. Wie das war, ob er ins Gefängnis kam, weiß ich nicht genau. Mir ist auch nicht immer klar, was ich aus der Forschung (Pampuch 2013) weiß und was ich aus der Familienerzählung weiß. Das sind unterschiedliche Sachen. In meiner Familienerzählung liegt der Fokus auf der Enttäuschung, die es für ihn bedeutet hat, als Kommunist nicht mehr geschützt zu werden von einem sozialistischen Staat. Für mich war prägend zu wissen, dass Solidarität wieder entzogen werden kann. Dabei klingt Internationale Solidarität nach einer Solidarität auf Basis von geteilten Werten oder Interessen. An seinem Beispiel wird aber deutlich, dass es ein krasses Machtgefälle gab. Die DDR-Regierung konnte sagen, jetzt geben wir ihm die Solidarität und jetzt entziehen wir sie ihm, ohne dass er das verstehen musste. Deswegen ist es auch gar nicht so wichtig, was die Forschung dazu sagt, warum sie ihm entzogen wurde. Das war am Ende irrelevant. Ihm wurde das nicht erklärt, es wurde gesagt, jetzt ist es vorbei. Dann musste er in die BRD gehen. Als Kommunist gezwungen zu sein, in die BRD zu gehen, war bestimmt ganz schön hart. Dort musste er einen Kampf führen, um Asyl zu bekommen. Am Ende wurde es ihm gewährt, aber es hat lange gedauert.

GOEL: Das heißt, der Ausgangspunkt für Deine Masterarbeit war, zu erkennen, dass die westdeutsch geprägte Diskussion über Rassismus Deine Familienerfahrungen nicht fassen kann?

MWAUNGULU: Ja, die Masterarbeit war auch ein Versuch, die Geschichte meiner Familie besser zu verstehen. Ich wurde noch kurz vor der Wende geboren und habe den ganzen Nachwende-Rassismus in Ostdeutschland, vor allem in Ostberlin, erlebt. Ich war einerseits mit dem Bild der Internationalen Solidarität konfrontiert und gleichzeitig mit der Erfahrung, dass der Osten für mich und meine Familie gefährlich ist. Solange ich in Ostberlin war, musste ich mich damit noch nicht so sehr beschäftigen. Aber ab dem Moment, wo ich mehr mit Leuten zusammengekommen bin, die Rassismus in Westdeutschland erlebt hatten, musste ich mich damit auseinandersetzen, wie die darauf reagiert haben, wo ich herkomme und was für Bilder damit verknüpft sind. Andere Schwarze und People of Color haben mir gesagt: Da fahr ich nicht hin. Aber ich bin da aufgewachsen, ich hatte gar nicht die Möglichkeit, da nicht hinzufahren. Gleichzeitig finde ich es gut, dass ich jetzt in Westberlin lebe und nicht mehr die ganze Zeit in Ostdeutschland sein muss. Die Masterarbeit war auch der Versuch, einen Weg zu finden, meine eigenen Erfahrungen besser einzubetten. Aber ich wollte mich nicht schwerpunktmäßig mit dem Rassismus nach der Wende beschäftigen, den ich erlebt habe, sondern in die DDR-Geschichte schauen, weil da ein Schlüssel liegt.

GOEL: Was meinst Du damit?

MWAUNGULU: Ein Schlüssel, um die Nachwendegesellschaft zu verstehen, die ich erlebt habe. Aber auch ein Schlüssel zu dem diffusen Gefühl, dass da Erzählungen fehlen. In den rassismuskritischen Diskursen fehlte etwas, wo ich mich und meine Familiengeschichte wiederfinden kann. Über ein Verständnis der Familiengeschichte oder der Geschichten der Generationen vor mir kann ich mich selber situieren und meine Erfahrungen einbetten.

GOEL: Die Internationale Solidarität war dabei der Punkt, mit dem Du Dich mehr auseinandersetzen wolltest?

MWAUNGULU: Ja, wegen meines Großvaters, aber auch weil ich oft erlebe, dass weiße Ostdeutsche in einer bestimmten Generation ein bestimmtes antirassistisches Wissen haben, das weiße Westdeutsche dieser Generation nicht haben. Namen wie Paul Robeson, Angela Davis, Martin Luther King oder Miriam Makeba, die wichtige Figuren in antirassistischen Kämpfen waren, sind mir öfters in einem ostdeutschen Kontext begegnet. Leute kennen sie und verbinden Geschichten mit ihnen. Das finde ich interessant. Gleichzeitig ist mir aber eben dieser Rassismus begegnet, von Leuten, die in der DDR sozialisiert wurden. Einerseits gibt es also dieses Wissen und dieses starke antirassistische Narrativ, das auch etwas bewirkt hat bei Leuten, was man daran erkennen kann, dass sie mir heute noch davon erzählen und das emotional mit Ereignissen in ihrem Leben verbinden können. Gleichzeitig gibt es diesen Rassismus, den ich beobachte und erlebe und über den mir auch meine Familie von früher berichtet. Ich fand es interessant, zu schauen, in was für einem Verhältnis das zueinander steht, was das miteinander zu tun hat und welche Erzählungen das vermittelt. Erstmal ist es ja ein Widerspruch. Mich hat interessiert, wie das in der DDR erzählt wurde, um zu sagen: Nein, das ist kein Widerspruch, das passt gut zusammen.

Solidaritätskampagne für Angela Davis

GOEL: Wie bist Du vorgegangen in Deiner Masterarbeit?

MWAUNGULU: Ich habe mir die Solidaritätskampagne für Angela Davis Anfang der 1970er-Jahre angeschaut, vor allem in der Frauenzeitschrift *Für Dich*.

GOEL: Was war das für eine Kampagne? Und warum hast Du Dich für sie und für diese Zeitschrift entschieden?

MWAUNGULU: Also erstmal zum Hintergrund: Angela Davis ist eine bekannte Antirassistin, Feministin und Kommunistin aus den USA. 1970 wurde zunächst ihr Vertrag als Dozentin an der University of California gekündigt, weil sie Mitglied der Kommunistischen Partei war. Im gleichen Jahr wurde sie dort verhaftet und kam mit dem Vorwurf, Terrorismus unterstützt zu haben, ins Gefängnis. Das war ein so offensichtliches rassistisches und antikommunistisches Unrecht, dass sich überall auf der Welt Menschen für ihre Freilassung einsetzten. 1972 wurde sie schließlich erst auf Kaution entlassen und dann auch freigesprochen, woraufhin sie in viele Länder reiste, in denen es eine Solidaritätsbewegung für sie gegeben hatte, so auch in die DDR.

Für die Solidaritätskampagne für Angela Davis habe ich mich entschieden, weil sie eine der größten und einflussreichsten in der DDR war (vgl. auch Lorenz 2020). Ein wirklich sehr großer Teil der Bevölkerung hat sich an dieser Kampagne beteiligt. Mein Punkt war ja, dass Internationale Solidarität auch für einen Großteil der DDR-Bevölkerung wichtig war. Dafür war Angela Davis ein Paradebeispiel. Sie wurde fast wie ein Popstar verhandelt. Sehr viele Leute aus Ostdeutschland können etwas mit Angela Davis anfangen, oft mit leuchtenden Augen.

An der *Für Dich* fand ich interessant, wie das in einer Frauenzeitschrift verhandelt wird. Meine Frage war: Was für Geschlechterbilder werden da vermittelt? Welche Frauenbilder? Denn die Leser*innenschaft wurde sich weiblich vorgestellt und die Zeitschrift hat es sich auch zur Aufgabe gemacht, Bilder der kommunistischen Vorbildfrau zu transportieren.

GOEL: Was konntest Du in der Analyse herausarbeiten?

MWAUNGULU: Wie gesagt, hat mich das Verhältnis von Internationaler Solidarität und Rassismus interessiert. In der Analyse der Solidaritätskampagne wurden Widersprüche und Spannungsfelder klar. Auf der einen Seite wurde antirassistisches Wissen vermittelt und andererseits musste immer erklärt werden, dass die DDR keine rassistische Gesellschaft sei. Dieses Spannungsfeld finde ich interessant. Es wäre möglich gewesen, antirassistische Kämpfe oder Perspektiven in der DDR anzudocken. In meiner Familienerzählung gibt es da auch immer mal Punkte, dass Familienmitglieder in die Schule gegangen sind und gesagt haben, dieses Lehrbuch ist rassistisch, auf Verständnis gestoßen sind und dann die Leute etwas machen mussten. Der antirassistische Anspruch war einerseits das – womit man Leute kriegen konnte für antirassistische Zwecke. Andererseits fand dadurch, dass klar war, dass Rassismus etwas ganz Schlimmes ist, das nicht zu ‚uns‘ gehört, die ganze Zeit eine Leugnung statt. Wenn die angekratzt wurde, indem Leute gesagt haben, das hier ist rassistisch, kam eine extrem starke Abwehr. Das Angebot an die Mehrheitsgesellschaft, ohne eine eigene Auseinandersetzung antirassistisch sein zu können, indem man im Rahmen der Solidaritätskampagne eine Postkarte an Angela Davis schreibt, war vielversprechend für Viele.

GOEL: Anders als in der BRD gab es in der DDR antirassistische Ikonen, die Raum bekommen haben und über die zum Beispiel im Kontext dieser Solidaritätskampagne antirassistisches Wissen hergestellt wurde?

MWAUNGULU: Genau, viel stärker als in der BRD. Ich glaube nicht, dass es das in der BRD gar nicht gab, aber in Nischen und nicht vom Staat.

GOEL: Die Internationale Solidarität wurde tatsächlich umgesetzt, auf einer diskursiven Ebene, aber auch auf der Ebene, Angela Davis einzuladen?

MWAUNGULU: Ja, auch auf einer praktischen Ebene. Zum Beispiel wurden einige Kämpfer*innen der namibischen Unabhängigkeitsbewegung SWAPO in der DDR medizinisch versorgt. Der ANC in Südafrika wurde finanziell unterstützt. Es gab durch den

DDR-Staat sowohl diskursive als auch praktische Unterstützung von antikolonialen, anti-rassistischen Kämpfen.

GOEL: Aber nur die Unterstützung von antikolonialen, antirassistischen Kämpfen außerhalb der DDR?

MWAUNGULU: Genau, das ist ganz wichtig, außerhalb der DDR. Das macht aber trotzdem etwas mit der Gesellschaft innerhalb der DDR, wenn sie zum Beispiel antirassistisches Wissen über Mainstream-Zeitungen bekommt. Ganz oft habe ich mich beim Lesen der Artikel gefragt: Warum haben Leute, die das lesen, nicht gedacht, das ist doch eigentlich bei uns auch so? Es war so naheliegend.

GOEL: Kannst Du ein Beispiel nennen?

MWAUNGULU: Es wird in der *Für Dich* viel über rassistische Gewalt gesprochen, also wie Schwarze in den USA körperlich angegriffen wurden. Diese Angriffe gab es auch in der DDR und auch zu dieser Zeit (Waibel 2017). Außerdem geht es um strukturellen Rassismus, zum Beispiel, dass Schwarze in den USA die schlechteren Jobs bekommen. Hier wurden auch Parallelen zu den sogenannten Gastarbeiter*innen in der BRD gezogen. Aber die DDR begann selbst Mitte der 1970er-Jahre, migrantische Arbeitskräfte ins Land zu holen, die auch oft in unbeliebten und schlecht bezahlten Bereichen arbeiten mussten (Mende 2010; Riedel 1994; Uladh 2005a). Manche dieser sogenannten Vertragsarbeiter*innen haben sich individuell oder gemeinsam gegen die Bedingungen gewehrt. All das hätte reflektiert werden können.

In meiner Familie werden oft Geschichten erzählt, wie sich mein Großvater mit anderen afrikanischen Studierenden gegen rassistische Bezeichnungen und Bilder über Afrikaner*innen eingesetzt hat, so etwas wurde aber überhaupt nicht in der Kampagne besprochen. Sie hat sogar stellenweise selbst eine rassistische Sprache verwendet.

In einem Artikel über Angela Davis gab es zudem eine Stelle, die mir in Erinnerung geblieben ist. Da wird über rassistische Schönheitsideale gesprochen und dass Angela Davis in den USA mit rassistischen Abwertungen von Schwarzen Körpern konfrontiert wurde. Viele würden sagen, dass sie das auch aus der DDR kennen.

Allerdings hat mir meine Mutter aus den 1970ern auch erzählt, dass ihre weißen Freundinnen sie um ihren Afro beneidet haben, weil sie versucht haben, auch einen Angela-Davis-Afro zu bekommen. Das zeigt, dass sich etwas geändert hat, zumindest in der Generation für eine Zeitlang. Es gab auch ein Schönheitsideal, so auszusehen wie Angela Davis.

Ich finde interessant, dass es beides gleichzeitig gibt. Aber auch, dass diese Übersetzungen im DDR-Kontext sehr wenig stattgefunden haben. Man kann es nicht so genau sagen, weil das nicht in der Zeitung gelandet ist, wenn es stattgefunden hat. Aber wenn ich mit Weißen aus der DDR in der Generation meiner Mutter oder auch meiner Großmutter spreche, ist die Erzählung, dass es keinen Rassismus in der DDR gab. Das Angebot, das wegzuleugnen, wurde angenommen. In der Solidaritätskampagne wird das sehr stark gemacht. Es fällt kaum ein Satz, in dem Rassismus erklärt wird, der nicht gleich darauf sagt: Aber in der DDR ist es nicht so. Da bleibt kein Zweifel.

Rassismus in BRD und DDR

GOEL: Siehst Du hier eine Differenz zum BRD-Rassismus? Wo siehst Du Ähnlichkeiten, Gemeinsamkeiten?

MWAUNGULU: Geleugnet wurde und wird der eigene Rassismus in beiden deutschen Staaten, allerdings mit unterschiedlichen Erzählungen. Ansonsten sehe ich ziemlich viele

Gemeinsamkeiten. In meinen Augen gibt es da drei große Stränge: Erstens, die Prägung durch die Vergangenheit des Nationalsozialismus und des Kolonialismus, die natürlich auch die DDR-Bevölkerung geprägt hat, auch wenn die Führung der DDR zu den Verfolgten des Nationalsozialismus gehört hat. Aber der Großteil der Bevölkerung nicht: Der gehörte zu denen, die mitgemacht, sich an den Verbrechen beteiligt und sich damit nie ernsthaft auseinandergesetzt haben. Für den Kolonialismus gilt das noch ungebrochener als für den Nationalsozialismus. 1949 wurde die DDR gegründet. Ein Großteil der Bevölkerung hat den deutschen Kolonialismus noch miterlebt, inklusive der Kolonialpropaganda und der Versuche im Nationalsozialismus, den deutschen Kolonialismus nochmal wiederzubeleben. Die Erzählungen der Entlastung von der Beteiligung an den kolonialrassistischen und nationalsozialistischen Verbrechen waren vielleicht unterschiedlich in der DDR und der BRD, aber es gab sie. In beiden Gesellschaften fand lange Zeit keine ernsthafte Auseinandersetzung damit statt und deswegen waren die Kontinuitäten stark. Sowohl, was das Wissen angeht, als auch welche Personen welche Positionen innehatten und wer über Finanzen verfügte. Die Besitztümer waren in der DDR vielleicht ein bisschen gebrochener. Nicht alle ehemaligen Nazis und Profiteur*innen konnten ihre Fabriken behalten, aber bis zu einer bestimmten Machtebene die Posten. Eine große Parallele zwischen DDR und BRD ist, dass sie deutsche Gesellschaften sind.

Die zweite Parallele sind Nationalismus und Nationalstaat. Auch die DDR war ein Nationalstaat und die ganze sogenannte realsozialistische Welt war national organisiert. Auch die Internationale Solidarität war national organisiert. Es ging selten um einzelne Personen. Es ging um Bewegungen oder Staaten. Diese Bewegungen wurden in der Regel national verstanden. Es kam selten vor, dass aus einem Land zwei verschiedene kommunistische Bewegungen unterstützt wurden, sondern es wurde festgestellt, das ist jetzt die, die dieses Volk richtig vertritt. Volk war ein Konzept, das auch in der DDR total stark war, auch in den Internationalen Solidaritätskampagnen. Die Vorstellung war, Menschen gehören an einen bestimmten Platz und sollen da den Sozialismus voranbringen und nicht woanders. Auch für die Migrationspolitik der DDR ist das zentral gewesen. Exil wurde nicht so verstanden, dass Leute in die DDR kommen und Teil der DDR-Gesellschaft sind. Das Verständnis war, dass sie zurückgehen, wenn es geht, und den Sozialismus aufbauen. Auch die Vertragsarbeiter*innen sollten nicht Teil der DDR-Gesellschaft werden. Es war ganz klar, die sollen hier arbeiten und dann wieder in das Land zurückgehen, aus dem sie gekommen sind.

Zudem gab es postkoloniale Machtunterschiede zwischen den Staaten. Diese haben in die zwischenstaatlichen Verhandlungen über die Bedingungen für die Vertragsarbeiter*innen reingespielt, wurden aber nicht als solche benannt. Nach den marxistischen Fortschrittsvorstellungen wurden den Gesellschaften unterschiedliche Positionen danach zugeordnet, wie weit sie auf dem Fortschrittsplan schon gekommen waren. In der BRD gab es ähnliche Vorstellungen ohne marxistischen Unterbau.

Die dritte Parallele ist, dass auch die DDR eine Konkurrenzgesellschaft war. Vielleicht nicht so stark wie im westlichen Kapitalismus, aber auch in der DDR gab es keinen Zugang zu gesellschaftlichem Reichtum und schon gar nicht zu gesellschaftlicher Teilhabe für alle. Das rassistische Wissen konnte genutzt werden, um die eigene Berechtigung zu diesen gesellschaftlichen Ressourcen zu behaupten. Es war möglich, ins Feld zu führen: Ich bin weiß und deutsch und deswegen habe ich das Recht auf ... – wie das auch in der BRD gemacht wurde und während der Wende. Das hat eine Grundlage gehabt. Es wurde gesellschaftlich und auch staatlich akzeptiert, dass eine Zugangsberechtigung so begründet werden kann.

Die Analyse oder Darstellung von Rassismus, die in der DDR immer wieder bemüht wurde, sagt, dass Rassismus im Kapitalismus stattfindet, im Interesse der Herrschenden.

Die Analyse ging nicht weiter. Dabei wäre die Frage gewesen, was haben denn die weißen Arbeiter*innen im Kapitalismus davon, rassistisch zu handeln? Und was haben weiße DDR-Bürger*innen im ‚Realsozialismus‘ davon, rassistisch zu handeln? Dass dahin nicht geschaut wurde, war keine Dummheit. Es hätte sehr viel auf den Kopf gestellt, wenn sie da weiter gegangen wären. Zu erkennen, dass DDR-Bürger*innen rassistisch sein können, ohne dass es Firmenbosse gibt, die die Arbeiter*innen gegeneinander ausspielen wollen, hätte dem Rassismusverständnis in der DDR und auch ihrem ganzen gesellschaftlichen Selbstverständnis widersprochen.

GOEL: Auf welche Reaktionen stößt Du mit Deiner Masterarbeit?

MWAUNGULU: Ich bekomme positive Rückmeldungen, vor allem, dass Leute Sachen erzählen, die ich sonst nicht so oft höre. Das finde ich das Wertvollste, dass mir andere Leute aus der DDR und Ostdeutschland, die Schwarz oder of Color sind und/oder Migrationsgeschichte haben, ihre Geschichten erzählen und es einen Austausch gibt. Das habe ich schon öfters erlebt. Da lerne ich viel von anderen Perspektiven und habe das Gefühl, es ist nicht nur mein Bedürfnis, zu sprechen und zu verstehen, sondern von ganz vielen anderen auch. Wenn wir Räume finden, in denen wir das tun können, ohne die Erzählstränge, die so viel abschneiden, dann ist das empowernd und macht es möglich, dass sich auch an den Narrativen etwas ändert.

Es gibt aber auch negative Reaktionen, besonders von weißen Leuten, die in der DDR sozialisiert wurden und Sorge haben, dass ich ihnen etwas absprechen will, das sie geleistet haben oder ihnen mal wichtig war. Daran merke ich vor allem, wie stark der Diskurs ist, der die DDR komplett für wertlos erklären will, weil ich finde, das tu ich gar nicht. Ich sage, die DDR war rassistisch, klar. Wenn man sich komplett damit identifiziert, fühlt man sich dann angegriffen. Aber ich sag eben nicht, alles in der DDR war schlecht. Das steht mir auch nicht zu, das zu sagen. Daran merke ich vor allem, dass das eben trotzdem so stark wirkt.

DDR-Bashing

GOEL: Was wirkt da?

MWAUNGULU: Ein DDR-Bashing. Als ich die Publikationen zu Rassismus in der DDR gelesen habe, waren dabei einige richtig tolle Texte, von denen ich viel gelernt habe. Dazu gehören besonders Knoll (2011), Mende (2010; 2013), Riedel (1994) und Uladh (2005a; 2005b) sowie die (Auto-)Biografien von Alberto (2014), Aukongo (2004), Engombe (2004) und Nguyen (2011), auch die neuen Projektpublikationen in Enzenbach, Kollath und Oelkers (2019) sowie Piesche (2019). Es gab aber auch ganz viel, wo ich enttäuscht war, wie wenig analytisch das ist. Ich hatte den Eindruck, da will jemand beim Schreiben nicht wirklich eine Gesellschaft verstehen, sondern da will jemand nochmal sagen, dass die DDR total schlimm war und vor allem implizit: die BRD ist besser. Das ähnelt den Artikeln über Angela Davis in der *Für Dich*, die die ganze Zeit erzählen wollen, dass die DDR echt top knorke ist und die BRD und die westliche Welt rassistisch und böse. Ich finde erstaunlich, dass wissenschaftliche Publikationen von heute in so einer Kalter-Krieg-Logik bleiben, die ich gar nicht mehr so richtig nachvollziehen kann, denn die DDR gibt es ja nicht mehr. Man könnte meinen, dass es möglich ist, auf diese Gesellschaft zu blicken und sie erstmal zu analysieren und nicht nur zu verurteilen.

An den Reaktionen von Leuten, die sich angegriffen fühlen, merke ich, wie stark dieser DDR-Verurteilungsdiskurs ist, der gleichzeitig die Menschen und alles, was sie jemals geleistet und getan haben, mit in die Mülltonne der Geschichte schmeißt, ohne genauer

hinzuschauen, was es eigentlich ist und dass es durchaus Sachen gibt, die Leute vielleicht bewahren wollen würden für die heutige Gesellschaft.

GOEL: Das heißt, die Leute hören gar nicht, was Du sagst, sondern hören das, was sie häufiger hören, wogegen sie sich wehren wollen?

MWAUNGULU: Genau, die hören, dass ich sage, die DDR war rassistisch und dann kommt glaube ich in ihrem Kopf noch der Rest, den Leute, die das sagen, auch oft sagen: die DDR in eine Reihe zu stellen zum Nationalsozialismus zum Beispiel. Das ist mittlerweile nicht mehr so dominant, aber war lange Zeit ein sehr dominanter Diskurs, der sagt: Der Rassismus des Nationalsozialismus und der Rassismus der DDR sind eigentlich die gleiche Geschichte. Damit wird natürlich so was wie Internationale Solidarität komplett unsichtbar gemacht, so wie auch die im Kleinen oder Großen erfolgreichen antirassistischen Interventionen komplett unsichtbar gemacht werden.

GOEL: Kannst Du Beispiele für antirassistische Interventionen nennen?

MWAUNGULU: Zum einen Arbeitskämpfe von Vertragsarbeiter*innen, sowohl individuell als auch organisiert (Dennis 2005, 35f.; Uladh 2005a, 55f.; Mende 2010, 87-97 und 104-107; Enzenbach u. a. 2019). Zum anderen habe ich mich vor der Masterarbeit mit einem Kinderbuch beschäftigt, das Nobi heißt (Renn 1962). Das hieß vorher Der N* Nobi und wurde umbenannt. Ich weiß immer noch nicht ganz genau, warum eigentlich, aber es gibt eine Erzählung, dass es Leute gab, die auf die Umbenennung gedrängt haben. Das finde ich interessant, weil es schon in den 1960ern war. In der BRD hat die Debatte erst vor zehn Jahren zu Umbenennungen geführt.

Nachwende-Rassismus

GOEL: Nochmal zurück zum Nachwende-Rassismus. Was war da besonders?

MWAUNGULU: Ich sehe vor allem diese Leugnung. Es gab dieses starke Angebot an die Dominanzgesellschaft, Rassismus wegzuleugnen, sich auf der guten Seite zu wähen. Rassismus gab es nach der Wende nicht nur in Ostdeutschland. Was ich aber aus Erzählungen heraus höre, ist, dass die gesellschaftliche Akzeptanz in vielen Orten in Ostdeutschland größer war, dass es die Normalität war, dass organisierte oder auch nicht-organisierte Nazis und Rassist*innen Angriffe gestartet haben in einer vollen S-Bahn und niemand hat etwas gesagt.

Das fand ich nach der Wende eine der für mich prägendsten Erfahrungen: diese Passivität der ‚Normalbevölkerung‘, die gar kein Problem gesehen hat, obwohl um sie herum die ganze Zeit Leute angegriffen wurden, noch viel krasser als in der DDR.

Die Jugendclubs, die haben fast alle irgendwann akzeptierende Jugendarbeit gemacht. Das hieß, die meisten Jugendclubs wurden Nazi-Jugendclubs. Der Jugendclub, in dem ich als älteres Kind war, wo es Kicker und Billard und so gab, da war die lokale Naziclique und dann war klar, ich kann da nicht mehr reingehen. Gleichzeitig wurde gesagt, die sind ein bisschen auf dem falschen Pfad, da quatschen wir mal mit denen, aber ernstnehmen muss man das nicht. Ernsthaft wurde – abgesehen von selbstorganisierten linken Projekten und Gruppen – gegen Nazis erst Mitte der 2000er etwas gemacht. Ich habe es sehr stark so empfunden, dass es von großen Teilen der Bevölkerung verleugnet wurde oder es, wenn ich Sachen erzählt habe, wegdiskutiert wurde.

GOEL: Wie hängt der Nachwende-Rassismus und das Leugnen mit der DDR zusammen?

MWAUNGULU: Ich habe nicht wahrgenommen, dass eine spezielle DDR-Erzählung genutzt wurde. In Ostdeutschland war die Situation aber eine andere als im Westen, weil

durch die Wende die Sicherheiten von davor und die Existenzgrundlage von den Allermeisten weggebrochen sind. Es gab einen stärkeren Kampf um Ressourcen und Teilhabe, in dem Leute ihr Weißsein und Deutschsein ins Feld geführt haben. Der Rassismus ist schon eine Kontinuität, aber keine spezifisch ostdeutsche Kontinuität. Dass der Moment so krass war, ist spezifisch ostdeutsch wegen der Wende.

Der Braune Osten

GOEL: Das Thema unseres Berliner-Blätter-Bandes ist der Braune Osten als Projektion des Westens. Kannst Du mit damit was anfangen?

MWAUNGULU: Ich finde das immer sehr ambivalent. Als Jugendliche habe ich das Bild angenommen, weil es mir eine Möglichkeit gegeben hat, zu sagen, dass ich richtig bin und die anderen, die mich angreifen, nicht. Auch im Gespräch mit meinen weißen linken Freund*innen ging es die ganze Zeit nur darum, wie furchtbar der Osten ist. Wir haben das nicht weiter analysiert, wir haben das nur so gesagt, die ganze Zeit. Daher gibt es eine emotionale Verbindung zu diesem Narrativ. Es hat mir ermöglicht, mich auf eine Art zu ermächtigen.

Gleichzeitig ist es aus einer westdeutschen Perspektive eine ganz andere Bewegung, weil es darum geht, zu sagen: Rassismus findet nicht hier statt, sondern nur da bei den Anderen. Das ist natürlich einerseits falsch und andererseits hilft das auch im Osten nicht. Wenn Schwarze und People of Color sagen, da gehe ich nicht hin, dann ist die Frage: Aber wenn man da wohnt, was macht man dann? Auch den linken und antifaschistischen Strukturen in, in meinem Fall, Ostberlin und Brandenburg hilft es nicht. Zum Beispiel, als ich in Berlin-Lichtenberg aktiv war als Jugendliche in antifaschistischen Strukturen, gab es von einer großen Innenstadt-Antifa eine Kampagne. Die sind nach Lichtenberg gegangen und haben etwas gegen Nazis gemacht. Wir durften die Plakate kleben und wurden ansonsten inhaltlich nicht eingebunden. Das gibt es viel, dass die Strukturen vor Ort nicht richtig ernstgenommen werden und nicht wahrgenommen wird, dass der Osten auch nicht gleich der Osten ist. Ostberlin ist nicht Dresden. Mit was für einem Ort habe ich es hier genau zu tun? Was ist hier eigentlich vor Ort los? Was passiert hier? Wie sind die Nazistrukturen? Wie sind die Dominanzgesellschaftsstrukturen? Dafür braucht man Leute, die sich vor Ort gut auskennen, zu diesem Osten gehören und da was anderes machen wollen.

Wenn man dann so eine Erzählung hat aus westdeutscher Perspektive, dass der ganze Osten rassistisch und Nazi und böse ist, dann passiert es außerdem schnell, dass antifaschistische Strukturen vor Ort als Nestbeschmutzer diffamiert werden. Wenn du da bist, brauchst du aber lokale Verbündete. Du kannst nicht einfach als kleine Gruppe was machen gegen so eine Übermacht. Du brauchst Leute, die das mit dir zusammen machen und das sind oft Leute, die sich nicht wiederfinden in einem Gebashe von Ostdeutschland und dann mit einer Gegenwehr reagieren, was ich auch teilweise berechtigt finde. Wir brauchen sie als Verbündete und nicht als Gegner*innen. Dafür hilft es nicht, den Osten pauschal abzuurteilen.

Gleichzeitig ist es wichtig, sagen zu können, dass es bestimmte Strukturen gibt. Das sind allergrößtenteils Nachwendestrukturen, die befördern und befördert haben, dass bestimmte Arten von rassistischer Organisation in ostdeutschen Bundesländern besser gedeihen konnten, zum Beispiel sogenannte akzeptierende Jugendarbeit. Dass es viele Orte im Osten gibt, die immer noch extrem gefährlich sind für Leute, die von Rassismus oder Nazigewalt betroffen sind, das finde ich wichtig, gleichzeitig zu sagen. Ich wohne nicht mehr im Osten, aber es geht um eine Erfahrung, die ich als ostdeutsche Schwarze in Ostdeutschland mache.

Differenzieren und Kontextualisieren

GOEL: Wie kann man das gleichzeitig machen? Sich gleichzeitig mit dem, was Kathleen Heft Ossifizierung nennt, beschäftigen, also zu sagen, dass da Externalisierungsstrategien im Westen passieren und der Osten auf eine bestimmte Art und Weise konstruiert wird, und auf der anderen Seite zu sagen, aber es gibt reale rechte und rassistische Gewalt.

MWAUNGULU: Einerseits die Differenzierung stärken. Andererseits auf den Rassismus im Osten blicken, wie überall sonst auch. Man schaut sich Rassismus ja immer in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext an und da gehört natürlich die DDR und die Wende dazu, aber nicht nur. In Cottbus oder Ostberlin gibt es ganz viele Sachen, die wichtig sind, um zu analysieren: Wie funktioniert Rassismus da? Ähnlich, wie wenn ich mir Rassismus in Köln anschauen würde, dann würde ich ja auch analysieren: Was ist das eigentlich für ein gesellschaftlicher Rahmen, in dem Rassismus da stattfindet? Sich nicht so auf diese Verengungen einlassen. Gewalt benennen, als die Gewalt, die sie auch ist, und sie zu analysieren in ihrem gesellschaftlichen Kontext, der auch ostdeutsch ist, aber eben nicht nur ostdeutsch. Sondern auch deutsch zum Beispiel. Und auch ländlich oder städtisch.

GOEL: Vielen Dank.

MWAUNGULU: Danke Dir.

ILANGA MWAUNGULU ist kurz vor der Wende in Ostberlin geboren. Seit ihrer Jugend ist sie politisch aktiv und brennt für machtkritische Bildung. Sie betrauert das Scheitern des Kommunismus – vor allem an seiner eigenen Gewalt – und die Kommunist*innen und anderen Menschen, die ihm zum Opfer fielen. Sie hat Gender Studies und Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität Berlin studiert und schrieb ihre Masterarbeit über das Verhältnis von Internationaler Solidarität und Rassismus in der DDR.

URMILA GOEL  ist Vertretungsprofessorin am Institut für Europäische Ethnologie und Mitglied am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin. Die Kulturanthropologin forscht zu Fragen rund um Migration, Geschlecht und Intersektionalität sowie zu West-Ost-Ungleichheiten in Deutschland.

Endnoten

- 1 Zur besseren Einordnung und Recherchierbarkeit der Inhalte wurde das Interview im Anschluss mit Quellenangaben versehen.

Literaturverzeichnis

- Alberto, Ibraimo mit Daniel Bachmann (2014): Ich wollte leben wie die Götter. Was in Deutschland aus meinen afrikanischen Träumen wurde. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Aukongo, Stefanie-Lahya (2009): Kalungas Kind. Wie die DDR mein Leben rettete. Hamburg: Rowohlt.
- Dennis, Mike (2005): Die vietnamesischen Vertragsarbeiter und Vertragsarbeiterinnen in der DDR, 1980–1989. In: Katrin Weiss/ders. (Hg.): Erfolg in der Nische? Die Vietnamesen in der DDR und in Ostdeutschland. Münster: LIT, 15-49.
- Engombe, Lucia mit Peter Hilliges (2004): Kind Nr. 95: Meine deutsch-afrikanische Odyssee. Berlin: Ullstein.
- Enzenbach, Isabel u. a. (2019): Eigensinn im Bruderland. URL: www.bruderland.de, aufgerufen am 15.3.2024.
- Knoll, Regina (2011): Heute haben wir viel mehr Sorgen als damals. Vertragsarbeiterinnen – Alltagserfahrungen und Strategien zur Zeit der DDR und nach der Wende. URL: <https://www.projekte.hu-berlin.de/de/migrationddr/migration-in-die-ddr-und-brd/projekte/vietnam>, aufgerufen am 15.3.2024.
- Lorenz, Sophie (2020): „Schwarze Schwester Angela“ – Die DDR und Angela Davis. Kalter Krieg, Rassismus und Black Power, 1965–1975. Bielefeld: transcript.
- Mende, Christiane (2010): (Arbeits-)Migration aus der Volksrepublik Mocambique in die Deutsche Demokratische Republik (1979–1989/90). Wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des Grades Magistra Artium im Fach Neuere und Neueste Geschichte am Institut für Geschichtswissenschaften der Philosophischen Fakultät I der Humboldt-Universität zu Berlin. URL: www.projekte.hu-berlin.de/de/migrationddr/mocambique, aufgerufen am 15.3.2024.
- Mende, Christiane (2013): Migration in die DDR. Über staatliche Pläne, migrantische Kämpfe und real-existierenden Rassismus. In: Duygu Gürsel/Zülfukar Çetin/Allmende e. V. (Hg.): Wer Macht Demo_kratie? Kritische Beiträge zu Migration und Machtverhältnissen. Münster: edition assemblage, 151-164.
- Mwaungulu, Ilanga (2020): „Schwarze Schwester Angela“. Die Solidaritätskampagne für Angela Davis in der DDR-Frauenzeitschrift Für Dich zwischen Identifikation mit antirassistischen Kämpfen und Leugnung von Rassismus in der DDR. URL: <https://edoc.hu-berlin.de/handle/18452/22155>, aufgerufen am 15.3.2024.
- Nguyen, Angelika (2011): Mutter, wie weit ist Vietnam? In: Karsten Krampitz u. a. (Hg.): Kaltland. Eine Sammlung. Berlin: Rotbuch, 66-70.
- Piesche, Peggy (2019): Labor 89: Intersektionale Bewegungsgeschichte*n aus West und Ost. Berlin: Yilmaz-Günay.
- Pampuch, Sebastian (2013): Ein malawischer Exilant im geteilten Berlin: Mahoma Mwakipunda Mwaungulu. In: Oumar Diallo/Joachim Zeller (Hg.): Black Berlin. Die deutsche Metropole und ihre afrikanische Diaspora in Geschichte und Gegenwart. Berlin: Metropol, 151-157.
- Renn, Ludwig (1962): Nobi. Berlin: Kinderbuchverlag.
- Riedel, Almut (1994): Erfahrungen algerischer Arbeitsmigranten in der DDR: „...hatten ooch Chancen, ehrlich!“. Opladen: Leske + Budrich.
- Uladh, Damian Mac Con (2005a): Alltagserfahrungen ausländischer Vertragsarbeiter in der DDR: Vietnamesen, Kubaner, Mozambikaner, Ungarn und andere. In: Katrin Weiss/Mike Dennis (Hg.): Erfolg in der Nische? Die Vietnamesen in der DDR und in Ostdeutschland. Münster: LIT, 51-68.
- Uladh, Damian Mac Con (2005b): Studium bei Freunden? Ausländische Studierende in der DDR bis 1970. In: Christian Th. Müller/Patrice G. Poutrus (Hg.): Ankunft – Alltag – Ausreise. Migration und interkulturelle Begegnung in der DDR-Gesellschaft. Köln/Wien: Böhlau, 175-220.
- Waibel, Harry (2017): Die braune Saat. Antisemitismus und Neonazismus in der DDR. Stuttgart: schmetterling.

